

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 134.

Samstag, 12. Juni.

1915.

## Um die Beute.

(Nachdruck verboten.)

(11. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Drimann.

Der Oberstleutnant fing an, im Zimmer auf und nieder zu gehen wie immer, wenn etwas ihn lebhaft erregte. „Ach was — ich habe mich zu gar nichts verpflichtet. Wenn er ein verständiger Mensch gewesen wäre, hätte er schon damals einsehen müssen, daß es mir im Grunde nur darum zu tun war, der Geschichte auf möglichst schonende Weise ein Ende zu machen. Die peinliche Situation, die uns jetzt bevorsteht, hätte er sich und uns wahrhaftig ersparen können.“

„Welche peinliche Situation? Du — du willst ihn doch nicht abweisen?“

Der Oberst blieb stehen und sah ihr mit seinen hellen, durchdringenden Augen in das noch immer totenblasse Gesicht. „Ja, denkst du etwa noch ernstlich daran, ihn zu heiraten? Du redest dir doch nicht ein, ihn noch immer zu lieben?“

„Ich habe ihm mein Wort gegeben, Vater! Das müßte ich halten, auch — auch wenn ihn nicht mehr liebte.“

„Unsinn! Die Versprechungen eines siebzehnjährigen Mädchens! Außerdem hattest du gar kein Recht, dich ohne meine Einwilligung zu binden. Du bist deshalb heute so frei, als ob überhaupt nichts geschehen wäre. Da es sonnenklar ist, daß du den Menschen inzwischen längst verassen hattest —“

Gewalttätig raffte sich Martha auf, um endlich Herrin zu werden über die verräterische Schwäche. „Nein“, unterbrach sie den Oberstleutnant, und das Bemühen, ihrer Stimme Festigkeit zu verleihen, gab ihr einen ganz fremden, scharfen Klang. „Du bist im Irrtum, lieber Vater, denn ich habe ihn nicht vergessen. Ich bin nicht frei und bitte dich, ihn freundlich zu empfangen. Er hat die Bedingung erfüllt, die du ihm gestellt hast. Nicht ein einziges Mal in dieser langen Zeit hat er an mich geschrieben oder mir sonst ein Lebenszeichen gegeben. Nun darf er mit vollem Recht fordern, daß auch wir unseren Verpflichtungen nachkommen.“

Das Benehmen und die Ausdrucksweise seiner Tochter befreudeten den alten Soldaten offenbar auf das äußerste. Denn ihr Aussehen strafte ihre Worte Dämonen. Wie sie sich auch Gewalt antat, um ihm nichts von ihrer verzweifelten Stimmung zu verraten, das Rächeln eines glücklich liebenden Mädchens, dessen Herz frohlockend dem teuren Mann entgegen schlägt, vermochte sie nicht zu erheucheln.

„Ich verstehe dich nicht mehr, Martha“, sagte er kopfschüttelnd. „Erst machst du bei der großen Heiratsangelegenheit ein Gesicht, als ob ich dir eine Todesnachricht mitgeteilt hätte, und dann sprichst du von Bedingungen und Verpflichtungen wie ein Kaufmann, der von seinen Geschäften redet. Mir scheint, du hast etwas überspannte Vorstellungen von der Bedeutung einer in kindischem Unverständnis angezeigten Liebeslei. Es ist jedenfalls gut, daß ich noch da bin, um weitere Torheiten zu verbieten. Laß mich die Sache nur nach meinem Ermessen arrangieren, mein Kind! Ich werde

mich mit Lynder schon auseinandersetzen, ohne daß du dabei in eine peinliche Lage kommst.“

Er hatte erwartet, daß sie seine Worte als einen Beweis väterlicher Liebe voll warmer Dankbarkeit aufnehmen würde, und er runzelte daher unmutig die Stirn, als er sah, wie gründlich er sich darin getäuscht hatte. Denn Martha, die sich endlich bis zu vollkommen äußerer Ruhe durchgekämpft hatte, widersprach ihm mit einer Bestimmtheit, die nur einem unerschütterlichen Entschlusse entspringen konnte.

„Vergib, wenn ich dazu nicht ja sagen kann, Vater! Du selbst hast mich mein Leben lang gelehrt, ein gegebenes Wort als etwas Heiliges und Unverletzliches anzusehen. Begehrt Herbert mich auch heute noch zur Frau, so muß ich seine Frau werden, auch wenn es nicht ganz nach deinen Wünschen wäre. Denn er hat nichts getan, was mich von meinen Pflichten gegen ihn losmachte.“

„Du behauptest also, ihn noch heute zu lieben, wie du ihn damals geliebt hast?“

„Ich habe ihn als einen edlen, hochherzigen Menschen kennen gelernt, und ich bin sicher, daß er es heute nicht weniger ist als in jenen Tagen.“

„Ach was, das war eine romantische Wadtschwärmerei! Ich für meine Person habe ganz und gar nichts von außergewöhnlichen Eigenschaften an ihn bemerkt. Welche Beweise von Edelmut und Hochherzigkeit hat er dir denn eigentlich gegeben?“

Martha schwieg.

„Er hat dir Bücher und Noten gebracht, nicht wahr? Er ist bereitwillig auf deine jugendlichen Überschwenglichkeiten eingegangen und hat dich mit schönen Worten umnebelt. Aber das kann jeder, mein Kind! Um den Charakter eines Menschen zu erkennen, bedarf es doch etwas stärkerer Proben. Schließlich wissen wir von dem Manne ja eigentlich so gut wie nichts. Er ist aus guter Familie und scheint über ein ansehnliches Vermögen zu verfügen. Das konnte mir damals genug sein, um ihn mit seiner Werbung nicht schlandweg abzuweisen, aber es ist mir wahrhaftig nicht genug, um ihm die Zukunft meines einzigen Kindes anzuvertrauen. Gerade weil ich arm bin und dir keine Mitgift geben kann, die dich demnächst im schlimmsten Falle von deinem Manne unabhängig macht — gerade deshalb muß ich bei der Wahl deines Gatten doppelt vorsichtig zu Werke gehen. Dieser Herr Herbert Lynder würde mir erst noch beweisen müssen, daß er imstande ist, dich glücklich zu machen.“

„Ich kann dir nicht vorschreiben, Vater, was du tun sollst, ich kann dir nur wiederholen, daß ich mich als Herberts verlobte Braut betrachte. Er darf nicht einen Augenblick in den Glauben versetzt werden, daß mein damals gegebenes Versprechen mich gereue.“

Als er sah, daß er mit all seinem vernünftigen Zureden dem unerwarteten und unbegreiflichen Starrsinn Marthas gegenüber auch nicht um einen einzigen Schritt weiter kam, hielt der Oberstleutnant es für an-

gezeigt, der zweifachen Auseinandersetzung zunächst ein Ende zu machen. „Nun, wir werden ja acht Tage Zeit haben, uns diese Dinge in Ruhe zu überlegen“, sagte er kurz. „Früher haben wir den ungeduldrigen Besuch des Herrn Dvander ja nicht zu erwarten.“

„Aber du mußt ihm doch antworten, Vater, wäre es auch nur, um dich über sein Befinden zu beruhigen.“

„Ja, wenn er seine Adresse angegeben hätte! Da er es aber versäumt hat, werden wir uns gedulden müssen, bis er kommt oder bis er sich herbeiläßt, mir einen ordentlichen Brief zu schreiben.“

Dagegen ließ sich nichts einwenden, und auch Martha fühlte kein Verlangen, das Gespräch fortzusetzen. Fürchtete sie doch, daß es ihr nicht lange mehr gelingen würde, ihre mit schwerster Selbstüberwindung erkämpfte Fassung zu bewahren.

Der Oberleutnant war mit finsterner Miene an das Fenster getreten, seiner Tochter den Rücken kehrend. Erst das Zufallen der Tür machte ihn darauf aufmerksam, daß sie gegangen war. Und nun, da er das Zimmer leer sah, ließ er sich schwer in seinen Schreibstuhl fallen, um den weißen Kopf sorgenvoll in beide Hände zu stützen.

Martha aber schrieb hinter der verriegelten Tür ihres Stübchens mit zuckendem Herzen den grausamen Brief, der ihrem kurzen Glückstrahl und Georg Ruthardts sonnigen Hoffnungen ein rasches Ende bereiten sollte.

#### Achtes Kapitel.

Im Wendrinerischen Pensionat war ein neuer Gast eingezogen, ein elegant gekleideter junger Herr, der einen überaus vorteilhaften Eindruck machte und von sehr liebenswürdigem Benehmen war. Auf der Visitenkarte, die er der Hausfrau überreicht hatte, stand nur der Name Bruno Hartmann, und da er als selbstverständlich voraussetzen schien, daß man über die Persönlichkeit eines neuen Mieters etwas näher unterrichtet zu werden wünsche, fügte er aus eigenem Antriebe hinzu, daß er erst vor kurzem in den Besitz seines väterlichen Vermögens gelangt sei und nun in aller Ruhe Umschau halten wolle nach einer Gelegenheit, es durch Beteiligung an einer alten soliden Firma oder an einem Gewinn verheißenden neuen Unternehmen so vorteilhaft wie möglich anzulegen.

Diese im unbefangenen Tone liebenswürdigster Offenheit abgegebene Erklärung machte den jungen Mann für Heinrich Wendriner sogleich zu einem Gegenstand besonderen Interesses. Es traf sich gut, daß man ohnehin gerade heute den Entschluß gefaßt hatte, einem schlechten Zahler die Gastfreundschaft des Pensionats aufzukündigen, und daß man diesen Sammlungen ohne viele Weitläufigkeiten auf die Straße setzen konnte. Das Zimmer, das auf solche Art frei wurde, lag unmittelbar neben dem Stübchen Grevenbergs. Da die Beschaffenheit des Quartiers Herrn Bruno Hartmann nach seiner Versicherung außerordentlich zusagte, war man schon nach sehr kurzer Verhandlung einig geworden.

Der neue Mieter kam mit einigen schweren Koffern, die sein Aussehen in den Augen des Wendrinerischen Ehepaares nicht wenig erhöhten, zumal er es sich nicht nehmen ließ, den Pensionspreis für volle vierzehn Tage im Voraus zu entrichten. Man hegte niemand mehr einen Zweifel an der Wichtigkeit der Angaben, die er über seine Verhältnisse gemacht hatte, und Heinrich Wendriner erschöpfte sich in Aufmerksamkeit für den um die Unterbringung seiner Kapitalien so besorgten jungen Mann.

Aber auch die Hausfrau hatte an dem neuen Mieter unverkennbar bald besonderes Gefallen gefunden. In der Tat konnte man sich kaum einen angenehmeren und bescheideneren Hausgenossen wünschen, als der Herr Bruno Hartmann war. Mit allem zufrieden, von immer gleicher freundlicher Heiterkeit und stets zu munterem Geplauder bereit, schien er eine Atmosphäre des Behagens und der guten Laune um sich zu verbreiten.

in der selbst Frau Wendriner ihr gedrücktes Wesen zeitweilig ablegte. Er hatte um die Erlaubnis gebeten, am familientische teilnehmen zu dürfen, und die häuslichen Mahlzeiten waren nie so lustig und anregend verlaufen als in den Tagen, die Bruno Hartmann in dem Pensionat zubrachte.

Daß er Fräulein Hanna ziemlich augenfällig den Hof machte, konnte bei seinem lebhaftem Temperament kaum wundernehmen. Das junge Mädchen aber bewies ihm sehr wenig Entgegenkommen. Auch seinen wichtigen und übermühtigen Bemerkungen gelang es nur selten, den Ausdruck kühlen Ernstes von ihrem interessanten Gesicht zu verschleichen. Es war durchaus nichts Ernüchtendes in der Art, wie sie mit ihm verkehrte. Wenn er irgendwelche Anlage zur Eiferlust hatte, so gab es für ihn Grund genug, dem schweigsamen Tischgenossen zu großen, dem sich Fräulein Hanna um vieles freundlicher erwies als ihm.

Denn auch Paul Grevenberg nahm seine Mahlzeiten gemeinsam mit der Familie Wendriner ein. Er war natürlich schon am ersten Tage dem neuen Pensionat vorgegestellt worden. Hartmann hatte in seiner verbindlichen Art ein paar Worte mit ihm gewechselt, aber er hatte ersichtlich keinen Wert darauf gesetzt, die Bekanntschaft zu pflegen. Das zurückhaltende, wortkarge Wesen Grevenbergs schien ihm nicht sonderlich zuzusagen, und sein Interesse wurde offenbar so ganz von Fräulein Hannas Persönlichkeit in Anspruch genommen, daß für den stillen jungen Mann, der sich nur selten an der allgemeinen Unterhaltung beteiligte, wenig übrig blieb.

(Fortsetzung folgt.)



Die Sandwehr ist das beste Volksmaterial, das man aufreiben kann, die Gewähr unserer Siege. Bismarck.

## Die Zweiundvierzigjährigen.

Von Ernst Anderson (Trier).

Ein kühlter Morgen an der Mosel. Graue Nebelschleier umwallen die Moselberge, und ein fahler Sonnenschein wagt sich nur für kurze Augenblicke durchs Gewölk. Unter den zur Musterung erschienenen Zweiundvierzigjährigen auf dem Hofe des Musterungsorts bilden sich Gruppen, in denen die Kriegslage und die Aussichten, selbst ins Feld zu kommen, besprochen werden. Hier steht eine Gruppe von Geistlichen beisammen; lange schwarze Mäntel, kleine flache Hüte, runde, zufriedene Gesichter; dort ein paar — offenbar selbständige Geschäftsloute der Stadt voll nervöser Hast in drei Gliedern, Beamte, Handwerker, Arbeiter, Kutscher, auch ein paar Angehörige akademischer Berufe, wie ihre Schmissen und Brillengläser und feinen Gesichtszüge verraten.

Aus der nahen Wirtschaft hört man lustige Stimmen trotz der frühen Morgenstunde. Nacheinander steht man den Stabsarzt, ein paar eisgraue Offiziere und einen Vertreter der städtischen Behörde in der Tür zum Saale verschwinden, wo die Ein- und Zweiundvierzigjährigen untersucht werden sollen. Auch ein paar Schulleute tauchen in der Menge auf, die inzwischen auf etwa 300 Kopf angewachsen sein mag. Nun erscheint in der Tür ein freundlich aussehender Bezirksfeldwebel und ruft mit seltsam weicher Stimme: „Jahrgang 1873!“ und verliest eine Reihe Namen. „Hier, hier — hier!“, und die Aufgerufenen verschwinden im Saale. Nach einer Weile wiederholt sich der Aufruf. In einem kleinen Raum werden die Kleider abgelegt. Der Feldwebel mißt die Größe des einzelnen und schiebt ihn durch eine verhängte Glasscheibe in den anstehenden Raum. Hinter einer spanischen Wand steht der Tisch der Musterungskommission. Dort untersucht der Stabsarzt jeden einzelnen.

„Wo Sie haben ein merkwürdiges Magenleiden — zweifelschmedt es Ihnen, und dann schmedt es Ihnen nicht mehr — hm. Sonst fehlt Ihnen nichts? . . . R. Infanterie“, entscheidet er kurz. Ein kleiner Mann mit riesigem wackelnährten Bäuchlein wird von der Kommission als untauglicher entlassen. . . „Wie, Sie sehen schlecht, sehen Sie mal durch dieses Glas — was sind das für Buchstaben? So, und nun diese Buchstaben? Wie merkwürdig, die Kleiner

Buchstaben können Sie lesen, die großen nicht. — R. Infanterie.“ Das ist einer von den Driadebergern. — Ein großer starker Mann, Bauernknecht . . . „R. Artillerie.“ Ein ungläublich dicker Mann, „D. U.“, „Düsseldorfer Man“, meint ein achnungsloses Gemüt, ein anderer Epagmeier sagt: „Deutsches Unterseeboot.“ Und der Dicke ist als dienstuntauglich entlassen.

Die Gemusterten versammeln sich allmählich wieder auf dem Hofe, wo ihnen am Schluß die Kriegsarbeiten vorgelesen werden sollen. Sie sind zufrieden, daß die Ungewißheit über ihr Schicksal vorüber ist.

„Freiwillig“, erklärt einer, „konnte ich mich nicht stellen, habe Frau und Kinder. Aber wenn sie mich jetzt brauchen können, gehe ich gern mit.“ Und die anderen stimmen ihm zu. Ein breitspurriger Moskelfischer im Schiffersonntagsstaat mit einer prophigen, aus silbernen Schiffen zusammengesetzten Uhrkette über dem Bauch und kleinen Anker als Ohrschmuck erzählt: „Der Stabsarzt fragte mich, ob mir was fehlen täte. Er sagte ich: „Ich habe Durst auf Engländerblut, Herr Stabsarzt. Und die Engländer sollen sich nur in acht nehmen, wenn ich mit meiner Moskelflotte ankomme!“ Der Schiffer Duppi ist der Hauptspasmacher auf dem Hofe. Selbst Hochwürden mit der goldenen Brille lachen beifällig. Von irgendwoher taucht ein alter Feldgrauer auf, und rasch hat sich um ihn eine Gruppe gebildet. Er gibt seine Erlebnisse in Frankreich zum besten.

„Na, Leute“, meinte er fast väterlich, „lange wird's nicht dauern, bis Ihr eingekleidet seid. Der letzte Schub von Landsturmsleuten des . . . Korps ist bald fertig, dann kommt Ihr dran. Na, schlimm ist das nicht. Jetzt macht man nicht viel Fragen: Marschieren, Schießen, das ist alles; und wer von daheim ein bißchen von Speck oder Tabak kriegen tut, der hat's fidel dabei.“

Unbächtig hören sie dem Feldgrauen zu, die alten Rekruten, unter denen schon mancher Graukopf ist. Mancher hat das Leben hart angepaßt, und der ist frühzeitig verbraucht, steht als Zweieundvierzigjähriger schon wie ein Sechzigjähriger aus. Anderen wieder würde man nicht viel mehr als dreißig geben, so frisch und blühend sehen sie aus. Die meisten sind aber wirklich noch ein vorzügliches Soldatenmaterial, und es leuchtet ihnen allen, diesen großen alten Knaben, die Begeisterung aus den Augen, die Freude über die große Aufgabe, die bald ihrer harzt. Manchen von ihnen mag zuerst der Gedanke, von Frau und Kind, von Haus und Hof in Kampf, vielleicht in Siechtum und Tod zu gehen, zuerst schwer gefallen sein, und sie gaben dieses oder jenes wirkliche oder vorgegebliche Leiden an, um daheim sitzen zu können, nun aber schämen sie sich ihrer schwächlichen Regungen. Ein Blick auf die stolzen, frohen Gesichter der zukünftigen Kameraden, und sie fühlen sich sehr als zueinander gehörig. Das Gefühl der Kameradschaft wird plötzlich in ihnen wach, ob sie im bürgerlichen Leben arm oder reich, vornehm oder gering, ungebildet oder Vertreter eines feineren Lebenskreises sind — hier kommt das Gefühl der Gleichheit über sie. Deutsche Volksgenossen, einig in Not und Tod fürs Vaterland!



### Aus der Kriegszeit.

Der erste Kriegsberichterstatter. Wenn die italienische Heeresleitung in diesem Kriege, im Gegensatz zu der unsrigen beschlossen hat, keine Vertreter der Presse in ihrem Hauptquartier zuzulassen, so muß ein solcher Beschluß um so eher auffallen, als gerade Italien das Vaterland der modernen Kriegsberichterstatterung gewesen ist. Es ist wenig bekannt, daß die Kriegsberichterstatterung im heutigen Sinne in den Kriegen der italienischen Renaissance bei den Heeren der „Condottieri“ geschaffen worden ist. Sie ward nach Jakob Burckhardt „aus der neutralen Freude an der korrekten Kriegsführung als solcher“ geboren, und die meist noch ungedruckt in den Archiven moderner Verichte haben manche lehrreiche Einzelheiten bewahrt. Noch beim Ausbruch keines Krieges ist Italien oder irgendein italienischer Kleinstaat — mit Ausnahme vielleicht des durch Nord und Verrat zusammeneroberten Romagnareiches Cäsar Borgias, in dem ein Machiavelli den Netter Italiens sehen wollte — schlachtbereit gewesen, da sie in den Fortschritten des Kriegswesens stets nachhinkten. So bewahrten sich noch um 1470 viele

Renaissance-Condottieri energisch gegen das unlängst in Deutschland erfundene Handfeuerrohr; nach Paul Jobius ließ einst Paolo Vitelli den gefangenen feindlichen Sjobietieri („Büchsenhüben“) die Augen ausstechen und die Hände abhacken, „weil es ihm unwürdig schien, daß ein waderer und oft adeliger Ritter von einem verachteten und gemeinen Fußsoldaten verwundet und niedergestreckt würde. . .“ Der erste Kriegsberichterstatter im modernen Sinne war der Viterger Gianonio Porcello de Pandoni, der während des mailändischen venezianischen Krieges von 1451 bis 1452, zwischen Franz Sforza und Jakob Piccinino, im Auftrag des Königs Alfonso von Neapel dem Hauptquartier des letzteren folgte, mit dem Auftrag, „Relationen“ zu verfassen. Sie sind fleißig und geistvoll geschrieben, aber das Zeitalter des Humanismus verleugnet sich auch hier nicht; vielleicht auch aus diplomatischen Rücksichten mußte sich Piccino bequemen, überall Scipio und der Sforza von Mailand Hannibal zu heißen. Obgleich nicht bei den Venetianern beglaubigt, sollte Pandoni auch über das mailändische Heer „objektiv“ berichten; er ließ sich also nach Simonetta bei Franz Sforza melden, wurde „die Reihen entlanggeführt, lobte alles höchlich und versprach, was er hier gesehen, ebenfalls der Nachwelt zu überliefern.“ Diese dilettierenden Kriegsberichterstatter erwarben sich oft beachtenswerte militärische Kenntnisse; einer von ihnen war auch der berühmte oder berüchtigte Machiavelli, der dann neben anderen kleinen militärischen Schriften eine „Kriegskunst in sieben Büchern“ verfaßte. Diese Kriegsberichterstatter verbreiteten sich in ihren Depeschen (Ihre Berichte wurden durch besondere Eilboten abgeandt) auch schon über „die Bewohner der einzelnen Landschaften und Städte nach ihrer Kampfesweise, Widerstandsfähigkeit und ihrer Produktion von Kriegseräten“ ganz wie heute. Aber diese erste schnelle Blüte der Kriegsberichterstatterung überdauerte die Renaissance nicht, nach der Platten überhaupt das decadente Land wurde, das es heute ist.

Fransösisches Spielzeug muß über deutsches siegen! Das fordert im Namen des kindlichen Patriotismus Vicomte Georges d'Arnel in der „Revue des Deux-Mondes“. Was hatte man nicht schon alles in Friedenszeiten unternommen, um die Nürnberger und Souneberger Bleisoldaten, Puppen, Nach-Ärzen, Ägel, Wagnzügen, mechanischen Figuren, all die „articies de Paris“ und „cameloterie“ zu vertreiben! Selbst das Ariangelwahrzeichen des einheimischen Fabrikats hatte keinen Erfolg; die Ladeninhaber und selbst die großen Warenhäuser scherten sich den Teufel darum, ob die große Lustwahl billigen, gefälligen Spielzeugs von den „boches“ komme, wenn sie nur dem Publikum paßte. Aber mehr noch als der innere Markt ging der auswärtige den französischen Fabrikanten verloren. Der Vizograf von Arnel schreibt darüber: „Es ist noch nicht lange her, daß Deutschland die Hand auf diese Industrie legte. Von 6000 Doppelzentnern 1895 und 6000 vor etwa 15 Jahren stieg seine Ausfuhr 1912 auf 20 000, 1913 ging sie freilich auf 15 400 zurück, was immer noch einem Schätzungswert von 8½ Millionen Franken entspricht. Da sich der Gesamtspielzeugverkauf aus Publikum in Frankreich jährlich auf ungefähr 40 Millionen Franken beläuft, wovon rund 33 Prozent Neigungswinn der Verkäufer sind, erhielten die Deutschen von den 26 bis 27 Millionen, die auf die Stoffisten entfielen, nahezu den dritten Teil. Damit wird der Irrtum widerlegt, „die bei weitem größte Menge des französischen Spielzeugs wäre „made in Germany“. Obgleich uns Deutschland ein Drittel unseres Spielzeugs sandte — von allen anderen Ländern zusammengenommen erhielten wir 3400 Doppelzentner, worunter englische Tennisschläger und Wälle einen hübschen Bestandteil bildeten —, gehörte Frankreich doch nur zu seinen geringsten Kunden. Die deutschen Manufakturen stellten zehnmal mehr Spielzeug her als die unseren, d. h. für 150 bis 200 Millionen Franken. Dabov ging die größte Menge nach den Vereinigten Staaten, nach England und den britischen Kolonien; Australien kaufte allein so viel wie Frankreich.“ Selbstverständlich muß dem ein Ende gemacht werden; die Welt darf nur noch mit französischem Bleisoldaten und Puppen spielen. Aber was soll man dazu sagen, wenn jetzt noch in Frankreich selbst das deutsche Spielzeug, mitten im Kriege!, weiterverkauft wird? Dieser Tage kaufte ein Papa seinem Weib ein Bilderbuch. Es sah harmlos aus. Nur Läschen, Schafe, Schweine waren abgebildet, die sich in den feindlichen Ländern gleichen. (Vorläufig noch, denn auch das muß wohl geändert werden.) Aber zwischendurch waren auch ein paar bunte Häuschen mit Plähen und Menschen eingestreut. Und siehe da, o Schreden!, auf diesen Häu-

den steckten deutsche Fahnen, unter den Menschen liefen Soldaten in deutschen Uniformen herum. Da sah sich der Papa das Wiberbuch genauer an: es war von einer Stuttgarter Verlagsanstalt gedruckt worden! Die Zeitungen billigen die grenzenlose Wut des hereingelegten Patrioten, und wir wissen nicht, ob der unvorsichtige Pariser Verkäufer, der sich zu dieser deutschen Propaganda ließ, nicht wegen Spionage füsiliert wurde.

C. L.

**Der Donner der Riesenmörser und seine Rätsel.** Die Beschießung der Forts von Antwerpen durch die deutschen 42-Zentimeter-Mörser vom 28. September bis 9. Oktober 1914 hatte eine gewaltige Erschütterung des Luftmeeres zur Folge, nicht nur im engeren Bereich des Operationsgebietes, sondern auch weit darüber hinaus im nördlichen Holland und westlichen Deutschland. Durch die im neuesten Heft der „Meteorologischen Zeitschrift“ niedergelegten Beobachtungen des Königl. Niederländischen Meteorologischen Instituts zu De Wilt und anderweitig gewonnenes Material ist es ermöglicht, die ganz erstaunliche Hörweite dieses Mörserdonnersiffernmäßig genau anzugeben: ihre äußersten Punkte liegen etwa in einer Entfernung von 225 bis 230 Kilometer Luftlinie. Aber es sind dabei höchst merkwürdige Einzelheiten zum Teil noch unerklärt. So unterscheidet man bis auf eine Entfernung von etwa 100 Kilometer das innere Schallgebiet, dem sich eine etwa 60 Kilometer breite (den Abstand etwa Rotterdam - Amsterdam) „Zone des Schweigens“ anschließt, in der nichts von den kolossalen Detonationen vernommen wurde, während dann bis 230 Kilometer ein äußeres Schallgebiet den Abschluß bildet. Und gerade an der inneren Grenze des äußeren Schallgebietes, also in rund 160 bis 170 Kilometer Entfernung, war die „Intensität des Kanonendonners besonders heftig“: da ist von einem „gewitterartigen, dumpfen Dröhnen“, von „einem Gefühl, daß der Erdboden unter uns erzittert“, von klirrenden Fensterscheiben und etwas wie Wildenjägermächten die Rede. Besonders rätselhaft, aber auch ebenso wichtig ist die „Zone des Schweigens“, von deren Existenz man früher verhängnisvollerweise lange keine Ahnung hatte. Mehrfach haben 1866 und 1870 Armees-Unterführer die Weisung erhalten, gegebenenfalls auf den Kanonendonner hin loszumarschieren und in die Schlacht einzugreifen — und sie blieben aus und niemand glaubte ihnen, als sie kein Geschützfeuer gehört haben wollten. In der Schlacht bei Spichern hätte nach Moltkes Darstellung a. B. ein Eingreifen der auf dem Anmarsch befindlichen 13. Division das ganze Gefecht früh und schnell beenden können. Aber sie kam nicht: „Im dortigen Waldgelände soll Geschützfeuer nicht hörbar gewesen sein, man hielt den Kampf für beendet und die Division bezog Divals“ . . . man fühlt in der klassisch-ruhigen Erzählung Moltkes den leisen skeptischen Unterton hinsichtlich des „Nicht-Gehört-Habens“ durchklingen. Kein Mensch wußte eben 1866 und 1870, von früher ganz abgesehen, etwas von der rätselhaften Zone des Schweigens. Sie hat unter anderm, worauf Dr. Dörr in der erwähnten Fachzeitschrift hinweist, Friedrich des Großen Sieg bei Liegnitz am 15. August 1760 ermöglicht, denn die österreichische Hauptmacht befand sich gerade in diesem Bereich der Stille, hörte nichts und griff nicht ein, während weit entfernte Detachements den Schlachtdonner sehr wohl vernahmen und anmarschierten. Nach allem läßt sich über das Problem des Kanonendonners zusammenfassend sagen: „Dem Kanonendonner kommt als Angriffs- und Richtungssignal eine außerordentlich hohe Bedeutung zu; seine Hörbarkeit beeinflusst Feldherrn und Unterführer in ihren Schlüssen und Entschliehungen — allein seine Wahrnehmbarkeit kann durch Einflüsse geographischer und meteorologischer Natur bis zur völligen Unterdrückung unterbunden werden, obwohl oft nur verhältnismäßig geringe Entfernungen (bis zu 30 bis 40 Kilometer) in Betracht kommen; demnach ist mit Bestimmtheit auf das Hörbarwerden des Geschützfeuers an allen Orten und zu jeder Zeit nicht zu rechnen.“ Es sind also recht wichtige Beobachtungen, zu denen der Mörserdonner von Antwerpen Anlaß gegeben, und die Strategie des Weltkrieges wird ebenso damit rechnen müssen, wie die Fülle der artilleristischen Operationen neues Forschungsmaterial zu den interessantesten Problemen dieser Kunst des Schlachtenarms liefern wird.

**Tiere im Kriege.** In einem neuen Buche „Der Krieg im Aberglauben und Volksglauben“, das der Wiener Kulturhistoriker Dr. E. M. Koenfeld bei Hugo Schmidt in München

erscheinen läßt und in dem sich reichhaltiges Material über die Spiegelung der heutigen Weltereignisse im Volksglauben zusammengestellt findet, ist ein Kapitel auch den Tieren im Kriege gewidmet. Neben der Darstellung der großen Rolle, die seit alter Zeit die Tiere im Kriegsaberglauben spielen, erwecken einige Geschichten von Tieren, die selbst im Kriege mitwirkten, besonders Interesse. Auch in dem jetzigen Kriege wurde die alte Erfahrung bestätigt, daß die Kavalleriepferde sich aktiv, gleichsam in Verständnis an den Attaden beteiligen und mitkämpfen. Daß die Vorstellungen der Pferde von dem ungeheuren Erlebnis, das eine Schlacht auch für sie bedeutet, sehr nachhaltig beeinflusst werden, zeigen die Beobachtungen des Wiener Gelehrten Prof. Dr. K. C. Schneider, die sich auf das Verhalten ausgedienter Kavalleriepferde im Schlafe beziehen und höchst merkwürdige Erfahrungen über ihre „Kriegsträume“ feststellten. Eine Stute, die von einem italienischen Offizier, nachdem er auf ihr den Feldzug in Tripolis mitgemacht hatte, nach Österreich verkauft wurde, hatte noch etwa sieben bis zwölf Wochen nach dem letzten Kampftage, den sie mitgemacht hatte, eine Periode von nächtlichen Aufregungszuständen. Das Tier war durch die Strapazen des Feldzuges in der Wüste und durch den erlittenen Hunger so heruntergekommen, daß es auch Tierleichen fraß. Im Feldzuge selbst hatten die Pferde einander die Mähne abgefressen. Sie hatten also gewiß allerlei Eindrücke stärkster Art in sich aufgenommen, die nun des Nachts in Gestalt aufgeregter Träume wieder kamen. Das Tier spitzte hierbei schlafend die Ohren und wieherte ebenso eigen und sonderbar, wie dies alle Kavalleristen in der Schlacht vor der Attade zu hören bekommen. Es wirft sich vor und schlägt mit den Hufen, als stürme es im Galopp dahin, zuckt dann zusammen und wirft sich zur Seite, wild um sich her beißend. Dann wacht es jäh auf, springt empor, ist ganz naß vor Schweiß und zittert an allen Gliedern. Es ist wohl schwer, eine andere Erklärung für dieses sprechende Gebaren zu finden, als daß das Tier im Traume im Oktober die furchtbar schöne Stunde einer Attade wiedererlebt hat, bei der es im Juni zum Siege geführt wurde . . . Wie die Gänse das Kapitol gerettet haben, so schlugen die Hesel von Chatanooga den Feind in die Flucht. Im amerikanischen Kriege von 1863 befand sich vor dem Lager des unionistischen Generals Hooker ein Artilleriepark und vor demselben ein ungeschlossener Raum mit dreihundert angeführten Mauleseln. Die Konföderierten unternahmten einen Angriff auf diese Lager. Die Tiere wurden dadurch unruhig, ein Maulesel durchbrach die Palissaden, worauf ihm die anderen folgten. Der Zufall führte sie in direkter Linie auf den Feind. Dieser hielt in der Dunkelheit der Nacht die Hesel für eine größere Kavallerieabteilung und ergriff die Flucht mit Zurücklassung des Gepäcks und 1600 neuen Flinten . . . Ein Riegenbock hat einmal die Burg Radstein gerettet. Das kam so: Im Jahre 1422 belagerten die Prager das Schloß, und ihr Anführer war ein Schneider. Die Besatzung sandte zu diesem mit der Bitte um einen Tag Waffenstillstand, da im Schlosse eine Hochzeit gefeiert wurde. Unterdes schlachteten sie im Schlosse einen Bod, das einzige, was sie noch an Fleisch hatten, richteten ein Hinterviertel mit Reihhaaren aus einem Sattel so zu, daß es einer Rehkule gleich und schickten es dem Obrist Schneider zum guten Jambich hinaus. Dieser hob sofort die Belagerung auf, da er am Aus Hungern verzweifelte. Nach anderer Vision soll ein Schneider unter den Belagerten den Einfall gehabt haben, sich in das Fell eines Bodkes zu hüllen und medern auf den Wällen herumzuspazieren, wodurch die Belagerer auf die Vermutung kamen, die Eingeschlossenen hätten noch Überfluß an Fleisch. Der Schneider erhielt den Ehrentitel „Bod“, was erst später nekenden Beigeschmack bekam . . . Einer Kriegerlist bedienen sich die Romanen, von denen Robert Wace im Roman „Rollo“ erzählt, wie sie Rosse und Beutevieh töten und hinter abgehäuteten Tieren in freiem Felde gegen die Franzosen sich verchanzen:

„Sie streifen ab ihr Fell, umwendend es sodann  
Und strichen ihren Leib mit dem Blut der Tiere an.  
Die Körper reichten sie um Ros und Mann ringsher,  
Nicht Graben hatten sie, nicht Mauern sonst zur Wehr.  
Als die Franzosen nun die Flüchtigen erlangen  
Und eben sind gewillt, das Treffen anzufangen,  
So starren sie erstaunt, es stuzen ihre Pferde,  
Geh'n rückwärts, werfen ab die Reiter auf die Erde!“